

Yann Le Bohec, **L'armée romaine dans la tourmente. Une nouvelle approche de la ›crise du IIIe siècle‹**. Reihe *L'art de la guerre*. Editions du Rocher, Paris 2009. 320 Seiten.

In der Reihe *L'art de la guerre* werden Texte zu militärhistorischen, polemologischen und strategischen Fragen veröffentlicht, die nicht nur unter eng militärischen Gesichtspunkten abgehandelt werden sollen, sondern kultur-, sozial- und wirtschaftsgeschichtliche sowie politische Faktoren berücksichtigen, um Krieg und Streitkräfte in den Kontext der zahllosen Wirkungsfelder zu stellen, von denen sie geprägt werden, die sie ihrerseits aber auch stark beeinflussen. Die Breite der ausgewählten Themen, die von der Armee der ägyptischen Pharaonen bis zu den Leiden der modernen Kindersoldaten reichen, Art, Stil und Aufmachung der Bände sowie nicht zuletzt ihr günstiger Preis zeigen, dass nicht nur auf Fachleute gezielt wird, sondern ein breiteres, historisch und besonders militärgeschichtlich interessiertes Publikum erreicht werden soll. Im Erscheinen einer solchen Reihe, zumal einer, die im Titel auf eine Auffassung vom Militär als ›künstlerischer‹ Betätigung anspielt, die besonders im Deutschland des späten neunzehnten Jahrhunderts im Schwange war, kann als eine Reaktion auf das Zurückdrängen des Militärischen in der Zunft der Historiker und deren Arbeiten gesehen werden, das nach dem Zweiten Weltkrieg und zunehmend in jüngerer Zeit in Kontinentaleuropa zu beobachten ist.

Die Antike ist als prominente und lange Zeit als vorbildlich gewertete Epoche der europäischen Militärgeschichte in der Reihe gut vertreten. Nicht zuletzt der Autor des hier zu besprechenden Buches hat darin bereits mehrere Bände zur römischen Kriegsgeschichte veröffentlicht und bei dieser Gelegenheit immer wieder deutlich gemacht, dass er deren Vernachlässigung zu Gunsten der Wirtschafts- und Sozialgeschichte etwa durch die *Annales*-Schule für die Erklärung vieler Entwicklungen in der römischen Geschichte für unangemessen und korrekturbedürftig hält. Dabei geht es ihm wie den Redaktoren der Reihe *L'art de la guerre* ungeachtet deren beziehungsreichen Titels nicht darum, alte Schlachtenherrlichkeit wieder aufleben zu lassen, sondern um die militärgeschichtliche Darlegung und Interpretation der Ereignisse und ihrer Ursachen unter Einbezug ihres allgemeinhistorischen, also gesellschaftlichen, wirtschaftlichen, politischen und kulturellen Zusammenhangs und unter Abwägung ihrer Relevanz für die allgemeine Geschichte. In diesem Sinn ergibt sich also in der Reihe ein Gegenprogramm zu vorherrschenden, überwiegend kulturhistorischen, anthropologischen

oder mikrohistorischen Trends in der Geschichtswissenschaft. Krieg und Militär sollen nicht lediglich als kulturelle Äußerungsformen einer bestimmten Gesellschaft verstanden werden. Der hier verfolgte Deutungsansatz will beiden Phänomenen ihren Platz in der Geschichte wieder verschaffen, ohne neuere Erkenntnisse vernachlässigen zu wollen und unter Integrierung wichtiger methodischer Postulate, hinter die man nicht mehr zurückfallen kann.

Die Krise des römischen Reiches im dritten nachchristlichen Jahrhundert ist gewiss ein besonders dankbares Thema, um die Frage nach der Bedeutung des Militärischen in der römischen Gesellschaft und ihrer Entwicklung zu stellen. Die Epoche der Soldatenkaiser (235–284) wird gerade unter den Aspekten entweder militärischen oder wirtschaftlich-strukturellen Ungnügens des Reiches gegenüber den Aufgaben, die äußere Bedrohungen und innere Herausforderungen stellten, kontrovers diskutiert. Yann Le Bohec ist als erfahrener und profilierter Kenner der römischen Militärgeschichte durchaus prädestiniert, zu den in dieser Diskussion aufgeworfenen Problemen Stellung zu nehmen. Es verwundert angesichts seines Hintergrundes nicht, dass er in seinem Positionsbezug dezidiert die ausschlaggebende Rolle der römischen Armee für die krisenhaften Geschehnisse und Abläufe der Zeit betont.

Der Aufbau des Buches ist im Wesentlichen dreigeteilt: Nach einer Einleitung (S. 11–22), die den Ausgangspunkt der Untersuchung im Aufschwung der antoninischen Epoche verankert sowie Fragestellung und Vorgehen erläutert, folgt ein Überblick über den Zustand der römischen Armee in severischer Zeit (S. 23–96), also vor der zu betrachtenden Epoche. Im nächsten Teil (S. 97–218) wird die problembeladene Entwicklung von Militär, Politik und Wirtschaft im dritten Jahrhundert geschildert. In diesem Rahmen wird auch ein recht intensiver Blick auf die Feinde des römischen Reiches geworfen, insbesondere auf die Germanen (S. 97–128) und den Iran (S. 129–156). Schließlich wird der Zustand der Armee während dieser Phase beleuchtet (S. 219–280), um am Ende die Ergebnisse in einer »Conclusion générale« zusammenzutragen (S. 281–286).

Die Zeit der Adoptivkaiser (96–192 n. Chr.) wird als Periode gezeichnet, während der die Menschen ›glücklich‹ gewesen seien: Dank des Gleichgewichtes der Kräfte von Prinzipal, Senat, Armee und Volk von Rom hätten Frieden, Prosperität und *Libertas* geherrscht, soziale Stabilität und äußere Ruhe seien nur durch wenige Probleme beeinträchtigt gewesen. Beiläufig erfährt der Leser dieses Abschnitts zu seiner Überraschung, dass Rom die einzige antike Stadt gewesen sein soll, die nie eine Demokratie gekannt habe. Die Störfaktoren dieses beinahe schon idyllischen Zustands ortet Le Bohec in mehreren wesentlichen Lebensbereichen: Neben der Intensivierung der äußeren Kriege, die von der Forschung relativ undifferenziert als Hauptfaktor für die Turbulenzen des Reiches namhaft gemacht würden, seien politische Instabilität, wirtschaftlicher Rückgang und Inflation sowie eine soziale und eine moralische Krise,

letztere virulent in drei großen Wellen der Christenverfolgung, bedeutende Elemente, die es für die Analyse der Zeit zu berücksichtigen gelte. Le Bohec identifiziert zwei Aspekte, deren Untersuchung bislang eher vernachlässigt worden seien: Einerseits die Militärgeschichte des dritten Jahrhunderts, zu der kaum Arbeiten vorlägen, obwohl die Krise als primär militärisch induziert verstanden würde, andererseits würden die Analysen über die Barbarenvölker und deren Kampfweise, also der Feinde der Römer, für die Erklärung der Entwicklung kaum herangezogen. Diese Prämissen ergeben Programm und Fragestellung des Werkes: Auf der Basis der Schilderung der severischen Armee wird nach dem *Wie* und *Warum* von deren Niedergang gefragt und damit nach dem Hauptgrund für die Krise des Reiches gesucht.

Diese Krise wird also unter militärhistorischer Perspektive mit dem Anspruch zu erklären versucht, das gesamte ›Dossier‹ unter die Lupe zu nehmen. Das Ziel ist folglich hochgesteckt: Sämtliche bisher vorgetragene Auffassungen zur Problematik kommen auf den Prüfstand, unter Priorisierung der militärischen Elemente soll eine neue Gesamtschau des Gegenstandes gezeichnet werden. Unter diesen Voraussetzungen ist es doch erstaunlich, dass auf eine theoretische Erklärung dessen verzichtet wird, was unter einer Krise zu verstehen ist, und eine methodische Darlegung unterbleibt, wie Krisenprozesse interpretiert werden können. Weiter hinten im Buch (S. 194) wird zwar eine holzschnittartige Definition nachgeliefert, wonach eine Krise dann herrsche ›quand les hommes souffrent‹. Damit ist aber allenfalls eine einzige der Wirkungen erfasst, und gewiss eine wichtige und sehr ernstzunehmende. Aber das genügt kaum, um Verläufe, Bezüge, Kausalitäten, Korrelationen, Dimensionen, Zeitspannen und Prozesse in den Blick zu nehmen, die zu Umbruchsituationen und -phasen gehören, welche politische Ordnungen, gesellschaftliche Strukturen und deren Bedingungen sowie menschliche Verhaltensweisen grundlegend verändern. Ohne den Versuch, ein den jeweiligen Verhältnissen angepasstes Krisenmodell zu formulieren, wird eine vernünftige Analyse schwierig, welche die notwendige Erklärungskraft aufweist, um Voraussetzungen, Ursachen, Abläufe und Konsequenzen zu erkennen, weil dem Herausgreifen eines bestimmten Faktors aus komplexen Wirkungszusammenhängen etwas Zufälliges oder Beliebiges anhaften droht. Nun soll ein Buch wie das vorliegende, das auch für ein breites Publikum bestimmt ist, nicht mit einem schwerfälligen theoretisierenden Vorspann belastet werden, der die angestrebte Leserschaft nur abschreckt. Dennoch darf man von einer Arbeit mit einem so weitgespannten Anspruch zur Erklärung so komplexer Phänomene erwarten, dass die impliziten Ansichten und Prämissen, welche dem Erkenntnisgang zugrunde liegen, kurz dargelegt und begründet werden. Es soll hier freilich nicht der Eindruck erweckt werden, der Autor sei sich der Multidimensionalität der Problemabläufe nicht bewusst: Neben den militärischen behandelt er insbesondere politische, wirtschaftliche und fiskalische Sachverhalte relativ ausführlich. Der Verzicht auf eine

theoretische Fundierung lässt die Bemühung um deren Einordnung allerdings etwas in der Luft hängen.

Nach der Einleitung legt Le Bohec eher konventionell, aber sehr kompetent die Gliederung der römischen Streitkräfte in Provinzialarmee, die römischen Garnisonen und die Marine dar und schildert die Kriegsmaschinerie, die den Römern damals zur Verfügung stand. Aufklärung, Logistik, Ausrüstung und Bewaffnung sowie taktische Fähigkeiten werden als deren wichtigste Elemente hervorgehoben. Le Bohec weiß um die vielen offenen Fragen in diesen militärischen Teilbereichen, doch zeichnet er mit großem darstellerischen Geschick und der Fähigkeit zu angemessener Gewichtung ein sehr plausibles, überblicksartiges Bild.

In der Kontroverse um die übergreifende Strategie (›Grand strategy‹) des römischen Reichs nimmt der Autor eine Mittelposition ein zwischen Nicolae Luttwaks Meinung, Rom habe eine elaborierte militärische Strategie besessen, und der alternativen Auffassung, es habe lediglich auf Angriffe reagiert. Er nimmt nämlich an, dass die meisten Kaiser sich ihrer Ziele und ihrer Mittel bewusst gewesen seien und ihre Politik entsprechend ausgerichtet hätten. In diesem Sinne habe das römische Reich eine Art ›kleine Strategie‹ gehabt. (›Kleine Strategien‹ wäre in diesem Sinn vermutlich genauer.) Diese Einschätzung ist ohne weiteres nachvollziehbar, zumal es unwahrscheinlich anmutet und auch nicht nachweisbar ist, dass über zweihundert Jahre hinweg im Wandel der Zeiten und Anforderungen stets dieselbe Politik basierend auf einer kaum angepassten militärischen Doktrin verfolgt worden wäre. Es würde umgekehrt den römischen Kaisern ein ihren Erfolgen und vielen Quellen widersprechendes, schlechtes Zeugnis ausstellen, wenn nicht die meisten von ihnen eine einigermaßen kohärente strategische Linie verfolgt hätten. Der Limes wird neueren Forschungen folgend als ein flexibles Grenzverteidigungssystem verstanden, das in seinen einzelnen Abschnitten den jeweiligen Bedürfnissen angepasst worden sei und erlaubt hätte, Aggressionen im allgemeinen adäquat zu beantworten.

Nach diesen strukturgeschichtlichen Abschnitten folgt ein ereignisgeschichtlicher Teil, in welchem anhand der Regime der einzelnen Kaiser der Einsatz des Heeres auf diversen Kriegsschauplätzen gezeigt wird. Die Armee, mit der Septimius Severus seine Kriege führte, wird hierbei als der Höhepunkt der römischen Militärgeschichte begriffen, als die beste Streitmacht, die Rom je hatte. Nicht ganz klar wird freilich, anhand welchen Maßstabs dieses Urteil ausgesprochen wird. Es ist kaum bestreitbar, dass auch schon in frühen Zeiten, etwa im zweiten vorchristlichen Jahrhundert oder der Regierungszeit des Augustus, die römischen Streitkräfte, verglichen mit den Standards der jeweiligen Gegenwart, gut organisiert, ihren Aufgaben gewachsen und den Gegnern weit überlegen waren, den Ansprüchen also vollauf genügten. Dass die severische Armee eine furchterregende Kriegsmaschinerie war, soll hier nicht geleugnet werden. Ihre Wertung als Gipfel des von den Römern auf diesem Gebiet Erreichten dient aber wohl

nicht zuletzt der dramatischen Profilierung gegenüber dem nun folgenden Niedergang. Severus selbst wird als der bedeutendste Reformator der Armee seit Augustus gesehen, wobei die Maßnahmen, welche diese Wertung erlauben, eher aufgezählt als mit bestimmten politischen Bedürfnissen, Intentionen und Notwendigkeiten erklärt werden.

Die Kapitel 4 bis 8 bilden den mittleren und interessantesten Teil des Buches. Sie dienen hauptsächlich der Vorstellung der Feinde und der Darlegung der Probleme des römischen Reiches im dritten Jahrhundert. Ausführlich werden die Germanen behandelt; das allgemeine Bild, das Le Bohec von ihnen malt, bleibt stark von Tacitus' *Germania* abhängig, von dem einiges erstaunlich unkritisch übernommen wird, wiewohl sich der Autor der problematischen Quellenlage zu den Germanen durchaus bewusst ist, die im Wesentlichen eine römische Sichtweise wiedergibt. Neuere, vornehmlich archäologische Forschungen erlauben es heute, eine differenziertere Meinung als die hier vorgelegte vom Zivilisationsstand der Germanen zu vertreten, welche die von vielen Späteren übernommene römische Auffassung von den ›kulturlosen Barbaren‹ erheblich modifiziert.

Von Bedeutung ist die Scheidung in die drei germanischen Großgruppen der Franken, Alamannen und Goten, die nach Le Bohec je unterschiedliche Bewaffnungen und Kampfweisen kannten. Dank dieser Zusammenschlüsse waren die Stämme besser organisiert und durchschlagskräftiger, zudem entstand mit den Goten ein neues Element. Roms Feinde im Norden beziehungsweise Nordosten waren also auch zahlreicher geworden. Man darf wohl hinzufügen, dass ihre ausgiebigen Erfahrungen, die sie in den jahrelangen Kriegen mit Rom gewonnen hatten, ihnen in den Auseinandersetzungen wohl auch zupass kamen. Einen ähnlichen Lernprozess glaubt Le Bohec auch bei der zweiten Gruppe machtvoller Feinde Roms zu erkennen, den Reichen des iranischen Hochlands: Insbesondere die Sassaniden, welche die Parther ablösten, stellten eine permanente Armee auf und bauten die Fußtruppen aus, ohne ihre eigentliche Stärke, die Kavallerie zu beeinträchtigen.

Auch wenn Germanen und der Iran als wichtigste Gegner Roms identifiziert werden, wird auch ein Blick auf weitere äußere Feinde geworfen, unter anderem etwa auf die nordbritischen Völker oder auf die Ethnien, die das Donaubegebiet bewohnten. Herausgehoben werden jeweils ihre Militärorganisation und Bewaffnung sowie ihr Verhalten gegenüber den Römern. Im Ganzen ergibt sich eine nützliche Gesamtschau auf die militärischen Bedrohungen, mit denen Rom zu tun hatte. Sie demonstriert eindrücklich die Vielschichtigkeit der militärischen Aufgaben, die das Reich zu lösen hatte: Nicht nur war das Imperium rein quantitativ durch die hohe Zahl der Gegner auf die Probe gestellt, sondern auch die unterschiedliche Art der Gegner, ihrer Kampfweisen, ihrer Ziele und ihrer Aggressivität forderte die Kaiser und ihre militärische Führung heraus. Selbst wenn, wie Le Bohec zu Recht betont, ein koordiniertes Vorgehen der Haupt-

gegner und wohl überhaupt der meisten Feinde des Reiches nie zustande kam, dürfte diese Problemhäufung für die Römer neu und schwierig zu meistern gewesen sein. Auf einen Vergleich mit früheren Epochen verzichtet der Autor zwar, aber weder die späte Republik oder die augusteische Epoche noch spätere Zeiten kannten bei aller Streuung der Kriegsschauplätze nach Zahl und Art eine ähnliche Massierung militärischer Aufgaben. Sie mit Le Bohec und gegen andere Forschungsrichtungen, welche die Gefahren weniger hoch einschätzen, als gravierenden Krisenfaktor zu bezeichnen, ist gewiss legitim. Es fragt sich, ob angesichts der militärischen Erfolgsbilanz des Reiches während der besonders kritischen Jahre zwischen 235 und 284 etwas salopp von einem halbvollen oder halbleeren Glas gesprochen werden soll: Immerhin überstand das Reich die Krise nach schweren Rückschlägen ohne nennenswerte Gebietsverluste, allerdings auf Kosten eines tiefgreifenden Wandels im wirtschaftlichen, gesellschaftlichen und politischen Leben.

Als unsichtbaren Feind (*l'ennemi invisible*, S. 175 ff.) qualifiziert der Verfasser die ökonomischen und fiskalischen Probleme, mit denen sich das Reich in der betrachteten Epoche konfrontiert sah. Als deren Hauptmerkmale benennt er die Inflation, die ja anhand der Entwertung der Münzen gut nachzuweisen ist, den Rückgang der Konjunktur – ein Begriff, der ohne Diskussion aus der modernen, vor dem Hintergrund der Industrialisierung entstandenen wissenschaftlichen Nationalökonomie übernommen wird –, die Krise der Staatsfinanzen und den daraus resultierende Steuerdruck. Der enge Zusammenhang dieser Faktoren mit der militärischen Situation und deren Entwicklung liegt auf der Hand: Gerade diese Verbindungen, ihre gegenseitigen Rückwirkungen und Wechselbeziehungen hätten in einem adäquaten Krisenmodell klarer profiliert werden können, als es im vorliegenden Werk geschieht. Die Kausalitäten wären wohl schärfer hervorgetreten: Waren die gravierenden ökonomischen und politischen Verhältnisse des dritten Jahrhunderts ausschließlich eine Folge der äußeren Bedrohungen, gab es hausgemachte Probleme, welche die Krisen verstärkten oder gar auslösten? War die Disposition des Reiches als nur unvollständig verwirklichte Erbmonarchie ungeeignet, die Herausforderungen aufzufangen? Wie ist überhaupt die politische Instabilität an der Spitze des Reiches und damit des Militärs in die Entwicklung einzufügen?

Die letzten beiden Kapitel (S. 219 ff.) widmen sich nicht diesen Fragen, sondern haben Zustand und Einsätze der Armee während der Krisenjahre zum Gegenstand. Es werden die verschiedenen Veränderungen dargelegt, welche das Heer durchmachte. Im Lichte der oben vorgetragenen Auffassung, wonach der Limes weniger starr war, als die Forschung in den Augen von Le Bohec glaubt, minimiert der Autor die Reformtätigkeit des Kaisers Gallienus (253–268): Ein Bewegungsheer sei damals nichts wirklich Neues gewesen, die Notwendigkeit einer flexiblen Abwehr von Gefahren habe schon lange das Bedürfnis nach mobilen Truppen geweckt. Andere Trends werden stärker herausgestellt, wie etwa die Zunahme der

Spezialtruppen, die wachsende Bedeutung der Kavallerie und des Fernkampfs, die neue Verteilung der Truppen im Reich und der Rückgang des senatorischen Elements bei den Offizieren. Zu letzterem wäre wohl die Bemerkung angebracht, dass dieses weniger eine Kostenfrage war, wie der Autor meint, als eine Folge des Bestrebens nach weiterer Professionalisierung der Streitkräfte: Der bislang charakteristische Wechsel während einer politischen Laufbahn zwischen zivilen und militärischen Positionen unterblieb zunehmend zugunsten einer reinen Offizierskarriere. Man kann sich bei der Lektüre dieses letzten Teils des Eindrucks mehrfacher Wiederholungen nicht erwehren: Viele militärischen Einsätze der Armee unter den diversen Kaisern, deren Schilderung über reine Ereignisgeschichte meist nicht hinauskommt, werden im gesamten Werk mehrfach erwähnt – freilich jeweils in anderem Kontext –, auch gewisse Thesen erhalten öfters Raum.

Die Bilanz des Autors (S. 281 ff.) setzt an mehreren Punkten an: Einer stärkeren äußeren Bedrohung hätten durch wirtschaftlichen Rückgang und sinkende Moral geschwächte römische Abwehrkräfte gegenübergestanden. Symptome dieser Schwäche sind bislang nicht gekannte Probleme wie ausbleibende Soldzahlungen, Hunger sowie mangelnde Disziplin und Zuverlässigkeit der Truppen. Es sei nach dem Höhepunkt unter den Severern nicht gelungen, die Streitkräfte rasch genug an die neuen Herausforderungen anzupassen.

Das Buch ist, bei aller Redundanz, klar organisiert, seine These dezidiert und souverän vorgetragen und jedenfalls der Auseinandersetzung wert. Der Autor neigt freilich zu bisweilen etwas grobschlächtigen Begrifflichkeiten, und seine Urteile ziehen manchmal ins Pauschale. Erstaunlich ist auch, dass der Verfasser für die Darstellung der Ereignisgeschichte ohne intensive quellenkritische Auseinandersetzungen für viele Phasen weitgehend Herodian oder der *Historia Augusta* vertraut, deren notorische Unzuverlässigkeit doch zu Vorsicht mahnt. Trotz der hier vorgetragenen Vorbehalte besteht für den Rezensenten kein Zweifel, dass ein interessantes Werk vorliegt, das mit pointierten Stellungnahmen Reaktionen herausfordert. Der Versuch einer Gesamtschau, der auf imponierender Kenntnis von Quellenmaterial und Literatur aufbaut und eine große, hier nicht in allen Teilen gewürdigte Breite aufweist, ist nützlich und lehrreich. Er lohnt die Lektüre sowohl als Überblick und Einführung wie auch als Neuinterpretation der an sich bekannten Sachverhalte.